

(Nachdruck verboten.)

91

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Reeson trat ein. Ohne Jos irgendwie zu beachten, warf er seine Werkzeuge auf die Erde und setzte sich auf den am Fenster stehenden dreibeinigen Stuhl.

„Was ist denn los?“ fragte seine Frau.

Reeson antwortete nicht, er barg seinen Kopf in die Hände, und tiefe Seufzer machten seinen ganzen Körper erzittern.

„Sie thäten besser daran, wenn Sie weggingen“, meinte die Frau zu Jos. „Ich glaube, er ist sehr schlechter Laune. Es bleibt uns leider nichts übrig, als ins Arbeitshaus zu gehen. Wir sind einen Monat Mietschuldig, und wenn er keine Arbeit findet, wollen sie uns nicht länger hier wohnen lassen. Wir haben schon für sie Geld borgen müssen.“ fuhr sie fort und zeigte dabei auf den „Erhabenen Orden der Buffalos“ und den „Alten Orden der Druiden“, „aber wir kriegen nichts mehr geborgt. Wenn man bedenkt, daß es so weit kommen mußte! Und dabei war er Meister, als wir uns verheirateten.“

„Wenn selbst Meister keine Arbeit mehr finden können, was soll dann wohl aus Dorshandwerkern werden?“ fragte sich Jos.

Er verließ dieses Häuserviertel und begab sich in ein neben der Münze gelegenes billiges Restaurant. Auf dem Wege dahin begegnete er Männern, die neben der Post sich auf den Trottoirs niedergelassen hatten, Burschen, deren Gesichtsausdruck Hunger und Entbehrung erkennen ließ. Es war für sie fast die Zeit gekommen, um nach den Docks zu wandern und dort nach Arbeit auszuschaun, denn die Docks sind die einzige Stelle, auf der jemand Arbeit erhalten kann, ohne daß er sich durch ein Zeugnis auszuweisen braucht. Hier in der Docks kann man den Baron Schulter an Schulter mit dem Vagabunden, den Geistlichen neben dem entspringenen Sträfling arbeiten sehen. Eine solche gemischte Gesellschaft läßt sich in ganz London nicht mehr zusammenfinden, und wer einmal so weit gesunken ist, daß er hierher gekommen ist, der kann sich nicht mehr anarbeiten, der ist gesellschaftlich gebrandmarkt.

„Wird es auch mit mir so weit kommen?“ fragte sich Jos, als er für seinen halben Penny eine Tasse Kaffee trank und ein Stück altbackenen Kuchen dazu aß. „Wenn es nach mir ginge, gewiß nicht. Was soll aber aus mir werden?“

Dann machte er sich daran, seine traurige Wanderung zu beginnen, wie er sie in der letzten Zeit tagtäglich ausgeführt hatte. Auf allen Bauten, wo seiner Meinung nach ein Zimmermann doch vielleicht gebraucht werden konnte, sprach er vor, er wartete außerhalb der Baubureaus, Meilen und abermals Meilen, Stunde für Stunde lief er so und sich dabei nur wenige Minuten ausruhend. Die Zeit verstrich, und endlich fand er sich im vornehmsten Teile Londons, im Hyde Park. Müde und mit wunden Füßen ließ er sich auf eine Bank in der Nähe des Eingangsthores nieder und sah durch dasselbe vornehme Damen in noch vornehmeren Equipagen, seine Herren auf noch feineren Pferden an sich vorbei ziehen. Während er hier saß, mußte er daran denken, daß wohl keiner dieser feinen Herren und Damen wissen mochte, was es heißt, Hunger zu haben, daß keiner es wußte, wie schmerzlich es sei, außer Arbeit zu sein, und wie weh es that, nirgend „gebrannt zu werden“.

„Ich beneide sie gar nicht“, sagte er zu sich, „aber sie brauchen auch gerade nicht so verächtlich auf unsereins herabzusehen. Sie bestehen doch auch nur aus Fleisch und Blut, wenn sie auch seine Damen und Herren sind. Sie sehen gerade so aus wie vorigen Sonntag, als sie in Mile End waren, als ob Gott nicht uns, sondern bloß die feinen Damen und Herren erschaffen hätte.“ Er ging weiter und weiter und weiter, und von Stunde zu Stunde wurde er schwächer, und doch wollte er sich nicht eher etwas zu essen kaufen, als bis er in seiner Wohnung angekommen war. Sein Geld verschwand ihm unter den Fingern, und seitdem er seinen Fuß in das große Babylon, das so streng in Ost und West, in die, welche haben und die, welche nichts

haben, geschieden ist, gesetzt, hatte er auch noch nicht einen einzigen Penny verdient.

„Ich will ja ihre schönen Sachen gar nicht haben“, dachte Jos, als Equipagen und Pferde bei ihm vorbei kamen. „Ich will ja nur Arbeit haben.“

Endlich war er wieder in dem elenden Viertel, in dem er wohnte, angelangt. Er ging an der Themse vorbei und stieg zum Fluß hinunter, zog seine Stiefel aus und ließ sich die Füße vom Wasser benetzen. Kleine Wellen schlugen gegen die Steinwände und brachen sich an den Stufen, auf denen er saß. Hier und da anterten Schiffe, und kleine Boote liefen auf und ab. Er war allein, denn es wurde schon dunkel und kühl.

„Ich glaube es beinahe“, sagte Jos traurig zu sich, als er über die Themse seinen Blick schweifen ließ. „Ich werde hier nicht mehr gebraucht. Es sind zu viel von uns armen Leuten, und es ist zu wenig Arbeit für uns da.“

VII.

Die Zeit schritt vor. Die Jubiläums-Festlichkeiten hatten ihren Höhepunkt erreicht. Im Osten von London gab es Jubiläums-Seringe, Jubiläums-Eier und Jubiläums-Zuckerrüsse. Auch dort veranstaltete man allerlei Feste und Vergnügungen zu Ehren Ihrer Allergnädigsten Majestät, die man in Whitechapel die „Alte Dame“ nennt.

„Auch wir müssen das Jubiläum feiern“, sagte eines Sonntagsvormittags Mr. Meek, als er auf der Kanzel stand. „Wir wollen einen Ausflug nach Reigate machen, wir, das heißt diejenigen von uns, die dafür fünf Schillinge ausgeben können.“

So kam es, daß sich am nächsten Sonnabendnachmittag gegen fünfzig Methodisten auf dem Bahnsteig des Bahnhofes in der Londoner Brücke versammelten, wo Mr. Meek und Mr. Stry bereits warteten, um sie zu begrüßen.

„Zu mir alle Kinderchens“, rief Mr. Meek in bergnügter Stimmung, „denn ich bin Familienvater. Nur immer herein spaziert, immer herein. Mütter mit ihren Babies zu mir, die jungen Damen zu Mr. Stry, die jungen Leute, wo sie Platz finden.“ Mr. Meek war zum zweitenmal verheiratet.

„Hätte nicht diese große Sorge auf mir gelegen“, pflegte er zu sagen, indem er auf das Bild seiner ersten Frau zeigte, „dann könnte ich auch nicht dieses große Vergnügen gehabt haben“ und deutete auf seine zweite Frau, eine lebhaft junge Frau, die ihn mit einer großen Nachkommenschaft beschenkt hatte.

Mr. Stry war ein Junggeselle, der seinen Beruf im Leben verfehlt hatte. Er hätte lieber Mönch und kein Methodist werden sollen. Wäre er vor hundert Jahren oder noch früher zur Welt gekommen in einer Zeit, zu der man die Anhänger Mr. Wesley's, der heutigen Methodisten, in Leichen untertauchte und ihrer Ueberzeugung wegen steinigte, zu der Frauen in Krämpfe und Männer zu Boden fielen, wenn sie die mahnende Stimme eines methodistischen Geistlichen hörten, er wäre an seinem richtigen Plage gewesen; aber in unsere Tage des schwankenden Glaubens und der Jubiläums-Festlichkeiten paßte er nicht mehr hinein. Der böse Ausdruck, der in seinem Gesichte lag, war den Müttern seiner Gemeinde willkommen, um ihre unartigen Kinder zu beruhigen. „Wenn Du nicht gleich artig bist, werde ich es Mr. Stry sagen“, und die Kleinen, welche wohl glauben mochten, daß er sie in den „feurigen Höllenpfuhl“, der in seinen Religionsstunden, in seinen Predigten und Gebeten eine so große Rolle spielte, werfen würde, waren dann gehoramt und artig.

Unsere Methodisten waren glücklich in Reigate angelangt und als sie durch die Stadt zogen, riefen die Einwohner: „Ah, schon wieder eine Jubiläums-Gesellschaft!“ Es war endlich Sommer geworden, und ganz unvermittelt war der Sommer auf den Winter gefolgt, ohne daß wie sonst der Frühling die Uebergangszeit gebildet hätte. Die Vögel waren in ihrem Nestbau noch weit zurück und geschäftig flogen sie umher, in den Hecken Federn und Moos suchend. Ein kühltes Lüftchen wehte über den Nasen, und weiße Wolken segelten am blauen Himmel. Es war in der That das schönste „Königin“-Wetter, wie die Methodisten sagten, als sie unter dem Schattens großer Ulmen am Abhange eines bewaldeten Hügel's rast machten und einen Anblick einnahmen.

Nach dem Umbiß vereinigte sich ein Teil der Gesellschaft zum Cricketspiel. Mr. Weel setzte sich zu den Müttern mit ihren Kindern; Mr. Stray wanderte einsam seiner Wege und vertrieb sich die Zeit mit dem Lesen einer Erbauungsschrift; ein jeder suchte sich auf eigene Faust, ganz nach seinem Geschmack, zu vergnügen. Und so kam es, daß Polly Elwin auf einem benachbarten Felde wilde Rosen suchte; aber nicht allein, sondern ein gottesfürchtiger Jüngling, William Ford mit Namen, hielt die Gelegenheit für günstig, seiner Schülerin einmal eine Stunde im Freien zu erteilen.

„Sie erinnern uns an die Frauen in der Bibel,“ sagte er, indem er ein paar wilde Rosen in sein Knopfloch steckte und dabei schwärmerisch auf Polly sah. „Frauen die mit einem milden und ruhigen Geiste geschnitten sind.“

„Ja,“ bestätigte Polly.

„Diese hier sieht Ihnen ähnlich,“ fuhr er fort und schnitt dabei eine kleine, weiß und rot gefärbte Knospe mit seinem großen Taschenmesser ab. „Sie ist schön und bescheiden.“

Polly errötete.

„Wie sieht der Mann aus?“ fragte er plötzlich.

„Welcher Mann?“

„Nun, der Mann, welchen Sie heiraten sollen? Hat er jetzt Arbeit gefunden?“

Polly schüttelte den Kopf.

„Wem sieht er ähnlich?“

„Das kann ich nicht sagen,“ erwiderte Polly. „Darüber habe ich noch nie nachgedacht.“

„Sieht er mir ähnlich?“

„O nein.“

„Nun, wem sieht er denn ähnlich?“

„Niemandem, so weit ich denken kann,“ brachte das Mädchen stotternd hervor, indem sie dabei ihren Blick ins Weite richtete und an Jos dachte.

„Ich habe über das, was Sie mir in unserer letzten Stunde sagten, viel nachgedacht,“ sagte der Klassenleiter während einer Pause, in der Polly Blumen pflückte. „Ich habe mich viel in meinen Gedanken und Gebeten mit Ihrem Fall beschäftigt. Ich muß sehr fürchten, jemand, der am heiligen Sabbat nach dem Victoria-Park geht, um dort seinen Vergnügungen zu fröhnen, kann kaum noch bekehrt werden. Wissen Sie es denn genau, daß er der Gnade teilhaftig ist?“

Polly hörte auf, Blumen zu pflücken. Ihrem Lehrer ins Auge sehend, erwiderte sie ihm: „Er gehört ja zur „Kirche.““

„Die Bibel sagt uns, daß nur Gleich und Gleich zusammengehen sollen. Es liegt mir fern, behaupten zu wollen, daß Leute, die zur „Kirche“ gehören, nicht der Gnade teilhaftig werden könnten, vorausgesetzt, daß sie eines richtigen, tugendhaften Wandels beflissen sind, aber ich meine, man sollte doch in der Wahl dessen, den man heiraten will, recht vorsichtig sein.“

Polly antwortete nicht.

„Hat er denn schon einmal mit Ihnen von seinem Glauben gesprochen?“ fragte der gottesfürchtige Jüngling.

„Nein!“ erwiderte Polly. „Er ist sehr ruhig. Jos spricht nicht viel.“

„Es ist eine ernste Sache um eine Heirat,“ nahm der Klassenleiter wieder das Wort, „eine Sache, die man nicht reißlich genug überlegen kann. Ich will hoffen, Mrs. Elwin, Sie richten Ihr Gebet zu Gott empor, auf daß er Sie erleuchte und Sie den rechten Weg finden lasse. Vielleicht will Ihnen Gott viel Trübsal dadurch ersparen, daß er diesen Mann keine Arbeit finden läßt.“ Die letzten Worte machten auf Polly großen Eindruck.

„Wir wollen hier ein wenig ruhen,“ schlug Mr. Ford vor. Unter einer Hecke ließen sie sich nieder und beobachteten den Untergang der Sonne, derselben Sonne, die über Gerechte und Ungerechte scheint, über Türken, Ungläubige und Keger so gut wie über Methodisten.

Polly nahm ihren Hut ab und strich ihr schönes Haar auf der Stirn glatt. Ihr Lehrer lag zu ihren Füßen und warf einen verstohlenen Blick voller Bewunderung zu ihr empor, als sie die Blumen aus ihrem Schoß fallen ließ und sich bückte, um sie wieder aufzuheben. Dann sah er auf die untergehende Sonne und verfiel in nachdenkliches Schweigen.

Und auch das Mädchen träumte. Sie sah ihre Hochzeit in der Methodistenskapelle. Mr. Weel hielt einen Trauring in der Hand und Mr. Stray las die üblichen Hochzeitsgebete. Aber nicht Jos war der Bräutigam, sondern ihr Klassenleiter. Die ganze Gemeinde war anwesend und sie bildete das Ziel ihrer Aufmerksamkeit. Zum Teil wurde sie bewundert, zum Teil auch

beneidet, alle waren aber darin einig, daß die junge Frau „eine Stellung“ haben würde, denn in dem kleinen Kreise, in dem sich Pollys Leben abspielte, war der Klassenleiter eine wohlbekannte Persönlichkeit. Man kannte ihn als einen frommen jungen Mann, der in der „Münze“ arbeitete und sein geregelttes Einkommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Ein rechter Zeitungsschreiber spricht nicht gern von der Kunst. Gewohnt, immer nur für andere zu kämpfen, namenlos seine Kraft in das unfüllbare Sieb der Zeit hineinzugießen, jeden Tag die Scheinbar ins Nichts zerroniene Arbeit aufs neue von Anfang an aufzunehmen, vergißt und verliert er sich schließlich selbst. Er wird zum reinen Objekt, sein Denken und Fühlen siedelt aus seiner Körperlichkeit in seine Zeitung über, er ist nichts Selbständiges mehr sondern nur noch ein Werkzeug seines Schaffens. Warum sollte er also von sich selbst reden, wo er doch selbst eigentlich nicht existiert, und sein wirkliches am Druckpapier haftendes Leben mehr als genügsam besprochen und bekräftigt wird.

Nur wenn so ein unlebendiges, außerhalb seiner selbst existierendes Geschöpf stirbt, empfinden seine Mitarbeiter plötzlich, daß man doch nicht nur eine unvermeidliche Vorbedingung eines Zeitungsblattes, sondern auch selbst etwas Persönliches sei, und hinter dem stumm beredsamen Druckbogen wird sich der Schöpfer dieser papiernen Wundermacht seiner menschlichen Berufsleiden und -Freuden bewußt. Und er beginnt nachzuspüren über all die merkwürdigen Eigenheiten seiner Thätigkeit. Natürlich — das liegt im Handwerk — verlangen auch diese persönlichen Erinnerungen und Ueberlegungen sofort wieder nach Druck und Papier und so werden schließlich auch die Geheimnisse des Berufs wieder nur schätzbares Material für die gefräßige Zeitung. . . .

Als vor wenigen Tagen sich die Kunde verbreitete, daß unser August Jacoby eines jähen Todes gestorben, da werden sich wohl die meisten gesagt haben: Das ist der Sigredacteur des „Vorwärts“, der auszubaden hatte, was die andern gesündigt. Und nur ganz wenige werden gewußt haben, welche gewaltige Summe von hingebender Arbeit, Mut, Aufmerksamkeit, Schaffens- und Merkwürdigkeit mit dem Hinscheiden unseres Genossen das Ziel erreicht hat. Der verantwortliche Redacteur ist im „Vorwärts“ kein Strohmann, der eben seinen Namen hergiebt, um die anderen Redacteurs und Mitarbeiter vor Gefahren zu schützen, sie ihrer Thätigkeit zu erhalten, sondern er ist kein exponierter Vorkämpfer gegenüber dem Heere listiger Straßparagaphen, die eine oppositionelle Zeitung stetig umlauern.

Die Stellung eines verantwortlichen Redacteurs am „Vorwärts“ schildern, heißt ein Kulturbild entwerfen, wie es nur möglich ist, in einer Zeit, da die Wahrheit noch kein Lebensrecht hat. Ein publizistischer Streiter von Charakter und Begabung kennt nur die Pflicht, gewissenhaft das Wahre zu suchen und es mit der Kraft und Schärfe auszusprechen, die der Gegenstand erheischt. Aber die innere Ohnmacht sinkender Herrschaftsklassen vermag die Wahrheit nicht zu ertragen, und unter dem nichtigen Vorwande, die Persönlichkeit gegen Verleumdungen zu schützen, wird der verantwortliche Redacteur eines kämpfenden Blattes jeden Augenblick mit dem Verlust seiner Freiheit bedroht.

Verleumdungen, Lügen, wider besseres Wissen ausgesprochen, um Gegner zu verderben, sind schändlich. Aber unser Preßgesetz trifft in erster Linie gar nicht dieses Verleumdergewerbe, sondern es hemmt und lähmt gerade im Gegenteile das Ringen um die Wahrheit. Es ist keine Schutzwehr der Sittlichkeit, sondern es erniedrigt die moralisch-künstlerische Aufgabe, frei und kraftvoll zu sagen, was ist. Indem das Gesetz den Begriff der formalen Verleumdung mit ganz besonderem Eifer kultiviert, drückt es zugleich die stilistische Höhe der Journalistik herab, die nicht mehr die Farben wählt, welche die Sache fordert, sondern nur die polizeilich-gerichtlich für giftfrei erklärten. Aber über die Grenzen des Giftfreien ist der Zeitungsschreiber selbst sich sehr unsicher. Das Pressedelikt unterscheidet sich von jedem anderen dadurch, daß es sich bei ihm nicht darum handelt, einen unbestimmten Thäter einer fest bestimmten That zu überführen, sondern hier ist ungeleitet der Thäter immer bekannt, und es fragt sich nur, ob seine Handlung strafbar ist. Wer mordet oder einbricht, hat wenigstens das beneidenswerte Vorrecht, zu wissen, daß er eine gesetzlich nicht zulässige Handlung begangen. Wer aber verantwortlicher Redacteur ist, der weiß niemals, ob er sich nicht etwa trotz des besten Willens, dem Gesetz zu genügen, strafbar gemacht hat. Er ist der Verbrecher wider Willen und Bewußtsein, der nur dadurch zum Verbrecher wird, daß irgend ein Gericht „annimmt“, daß ein oppositioneller thätiger Mensch berufsmäßig böswillig ist; sein Dolus wird einfach aus seiner Bildung oder aus seiner Parteizugehörigkeit oder aus sonst irgend einem nicht zu leugnenden Umstand geschlossen.

Gerade durch diese ewige Unsicherheit über das strafrechtlich Zulässige — denn wo giebt es hier Grenzen, wenn es nicht mehr auf die Feststellung von Wahr und Falsch ankommt, sondern auf die Feinheiten der Form! — wird das Amt des verantwortlichen Redacteurs in einem socialdemokratischen Blatt zu

einer Folter, die man nur deshalb zu ertragen vermag, weil sich der Mensch schließlich auch an die Folter gewöhnt. Er hat jeden Augenblick die Interessen der Sache und des Schriftstellers mit den Rücksichten auf das Strafgesetz abzuwägen. Wenn er seinem Parteigewissen genügt, das Recht des Verfassers gewürdigt hat, dann wird wieder alles schwanke und ungewiß, wenn er sich in die — sozusagen — Seele eines konzentrierten Staatsanwalts hineinfühlt und nun in jedem unschuldigen Wort eine Anweisung auf eine mehr oder minder große Anzahl von Monaten Gefängnis ahnt.

Unser Jacobey hat dieses undankbar mühsame Amt mit einer geradezu feurigen Leidenschaft verwaltet. Es war sein Ehrgeiz, daß keine „Vorwärts“-Nummer erschien, in der er nicht jede Zeile wirklich verantworten konnte, und es war sein Stolz, den Gerichten keine „Blöße“ zu geben. Es ist in der Geschichte der sozialdemokratischen Presse unerkörnt, daß ein Redacteur fast vier Jahre hintereinander ein Blatt zeichnen konnte, ohne durch eine schwerere Freiheitsstrafe betroffen zu sein. Sonst mühen sich die verantwortlichen Redacteurs in der socialistischen Presse schnell ab.

Aber mit welchem Ernst und Eifer faßte auch Jacobey seine Thätigkeit auf! Tag für Tag saß er vom Abend bis in die tiefe Nacht hinein und studierte mit scharf prüfendem Blick die „Fahren“, d. h. die auf schmalen Papierstreifen abgezogenen Druckpalten. Von der hohen Politik bis zur letzten „vermischten“ Notiz entging ihm kein Wort. Allmählich eignete er sich eine große Gewandtheit an, das Unansöhnliche von dem Verdächtigen zu scheiden, und er hatte sich gegenüber den Wünschen der Autoren eine sehr zweckmäßige Energie erworben. Er war unser Souverän, unsere höchste Instanz. Seinem Willen mußten wir uns alle unterwerfen, und er hat uns oft, wenn wir mit ihm wegen einer Streichung oder Aenderung rechten, mit wahrhaft Vallerstremischem Humor erklärt, was für zahllose Dummheiten er uns schon glücklich aus dem Text hinausgeworfen habe. Freilich, der „Vorwärts“, der am Morgen nach der Censur durch den Verantwortlichen erschien, sah häufig ziemlich stark anders aus, als wie er am Abend geschrieben war. Die Redacteurs und Mitarbeiter durften nicht eitel sein. Die schönsten, scharfsteigend geschliffenen Stellen waren gestrichen, kräftige Wendungen in höflich-nüchterne Worte gemildert, temperamentvolle Ergüsse waren mittels des verantwortlichen Notizstifts gänzlich getilgt, allzu gewürzte Notizen mit bedenklichen Spizzen hatten ruhmlos im Papierkorb geendigt. O, unser Jacobey hielt uns in stammer Furcht und er konfiscierte kräftiger und vor allem mit mehr Berechtigung und größerer Treffsicherheit als die schneidigste Polizei.

Widweilen gab es ganz ernsthafte, heiße Kämpfe zwischen dem Verfasser und dem Verantwortlichen, namentlich dann, wenn erregende Ereignisse in der erzbisherigen Stimmung des Augenblicks zu besprechen waren, wenn die Worte leidenschaftlicher, die Angriffe scharfer, die Behauptungen kühner wurden. Dann gab es ein langes Handeln und Ringen zwischen Verfasser und dem Verantwortlichen, nicht selten unter Beistand sachverständiger Rechtsgelehrten — bis unter gegenseitigen Konzessionen schließlich eine Verständigung erzielt wurde. Dabei hatte unser August Jacobey den ganzen Trost und die kraftvolle Empfindung des kämpfenden Proletariats. Niemals erhob er aus persönlicher Rücksicht Bedenken; nur vor unnötigen, leichtfertigen Opfern wollte er den „Vorwärts“ bewahren und wenn die Größe der Sache wirklich wichtige Worte und heftige Angriffe erforderte, dann wagte er eben das, was ihm notwendig schien, ohne an seine eigene Sicherheit zu denken.

Trost aller Vorsicht blieben ihm natürlich zahlreiche Gerichtsverhandlungen nicht erspart. Er hatte aber stets das Glück, für eine Sache einzustehen, die er mit gutem Gewissen vertreten konnte, und da ja ein sozialdemokratischer Redacteur sehr bescheiden in seinen Ansprüchen an die Gerichte ist, war er mit den Ergebnissen zumeist zufrieden. Ein bißchen verurteilt wird man auf alle Fälle, mag man auch nichts verbrochen haben — diese fatalistische Auffassung half ihm über all die unvermeidlichen Erregungen hinweg, die bei der Unsicherheit unserer Rechtszustände jeder Prozeß mit sich bringt. Wie viel mannhafte Ueberwindung und Selbstzucht erfordert es, so lange Zeit hindurch in jedem Augenblick der Gefahr ins Auge zu sehen, die Freiheit einzubüßen. Sicherlich ist unser Jacobey niemals nachts heimgegangen, ohne sich bei all seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit zweifelnd zu fragen, wieviel Monate Gefängnis wohl für ihn in der Nummer stehen mögen, die, während er müde seinen Weg durch die allmählich verströmende Weltstadt ging, in Zehntausenden von Exemplaren aus der wild rasenden Maschine herausgeschleudert wurden.

Nun, ist unser Verantwortlicher so unverantwortlich schnell und plötzlich von uns gegangen. Seine originelle Art, seine tapfere Hingabe und seine kluge Vorsicht empfinden wir nicht mehr als Riegel unseres „Leichtsinns“, sondern nur noch als schweren, schmerzlichen Verlust. Noch im Tode bewies er seinen oppositionellen Trost, indem er dem Grafen von Mindowström das Vergnügen raubte, den „Vorwärts“ um 1000 M. zu kränken. — x.

Kleines Feuilleton.

— **Alltagsworte**, die dem Sprachkennner wegen ihres hohen Alters interessant sind, bilden das Thema einer anziehenden Plauderei, die in der „Köln. Volksztg.“ im Anschluß an eine Schrift von Franz Söhns veröffentlicht wird. Quatsch, sagt mancher verächtlich,

Quaterei, Quaserei — und er bedenkt nicht, welch altes, ehrwürdiges Wort er gebraucht und mißbraucht. Quad, er sprach, erscheint in der altdeutschen Evangelienharmonie von Tatian in durchaus achtbarer Anwendung; ebenso wird es noch in Englischen (quoth = er sprach) gebraucht. Nun aber findet das Wort Anwendung im Sinne von „leichtes Geschwätz“, und ein solcher leichter Schwätzer heißt ein Quaselpeter. Wie Quatsch so ist auch Quir, Quirerei (Kir ti Kir) Bezeichnung für albernes Gerede geworden. In gleicher Bedeutung gilt Schnad, Schnicksnack. Phisemathenten — wer dies Wort gebraucht, ahnt wohl nicht, welchen Ursprung es hat: es ist das griechische „physiognomonta“ (was uns die Natur lehrt). Deq, mit Verdoppelung Deztopp, ist das französische „tête“. Der Spieler, der einen Ramsch spielt, verwendet das französische Zeitwort „ramasser“, zusammenraffen. „Den ganzen Ramsch kaufen“ bedeutet alles in allem, den ganzen zusammengekauften Trödel oder Krampel kaufen. „Da haben Sie den ganzen Ramsch!“ sagt der Kaufmann, indem er uns den Kram über den Verkaufstisch, die Tressen oder die Theke zuschiebt. Ersteres Wort geht zurück auf das lateinische „thesaurus“, der Schatz; in dem Ladentische befindet sich ja der Schatz, die Kasse, in die das Geld durch verschiedene Löcher hinabfällt. Theke aber ist griechischen Ursprunges und bedeutet das Behältnis, etwas hinein-zulegen; dasselbe Wort findet sich in Apotheke und Hypothek. Die F o r t e, die der Bauer beim Mistaufladen gebraucht, ist lateinischen Ursprunges, „furca“, und einerlei Wurzel mit „fourchette“, Gabel, die der feine Esser bei seiner Verrichtung schwingt (Verkleinerungswort von fourche, die Heugabel). Auch in den P e l l a r t o f f e l n steckt ein lateinisches Wort: „pellis“, die Haut; es sind die gefochten Kartoffeln, die man ihrer Haut (pellis) entledigt, pelst, während man rohe schält. Jemandem auf die Pelle rüden, ist sonach, jemandem aufs Fell rüden. F u t s c h ! futschicato! Eöfius leitet dieses Wort aus dem italienischen „fuggire“, davonlaufen, flüchtig werden, ab. Futsch heißt also so viel als verloren. Die Speise ist g a r, d. h. fertig, gefoch. Das Eigenschaftswort gar bedeutet zunächst bereit, fertig, vollständig, aber schon im Mittelhochdeutschen soviel als fertig gefoch. Im Hochdeutschen erscheint das Wort noch in gerben, das Leder bereiten, und der Gerber, der Leberarbeiter (althochdeutsch ledergerwers, Lebergerber). Ganz verwaschen ist die Bedeutung in dem als Steigerung dienenden Adverbium: gar schön — ganz schön. Wie gewöhnlich erscheint uns ferner das Wort schufsen (arbeiten)! Das Wort „schufsen“ bringen wir vielleicht mit „Schust“ zusammen, etwa in dem Sinne „arbeiten wie ein Schust“, ein gewöhnlicher Mann, oder erklären es als eine Ableitung von schaffen oder schieben. Das Wort bedeutet aber sprengen, galoppieren (von Mittern gesagt). (Schuft heißt der obere Teil der Vorderbeine beim Pferde, Schufsen heißt also rennen, galoppieren, ein Mitterausdruck, dann arbeiten wie ein Pferd, schufsen. Das Wort K r e n t e steht jetzt in üblein Geruch und findet sich wohl nur noch in der Verwünschung: „Daß Du die Krenle krest!“ Doch auch dieses Wort hat bessere Tage erlebt, wo es als eine Ehre für die Damen galt, in der Mitte des Leibes krenl (schwach, d. i. schlank) zu sein. Krenle war das, was wir jetzt mit einem Fremdworte Taille nennen. —

10. Die Schieferproduktion der Welt erfährt in dem amerikanischen „Engineering and Mining Journal“ eine kurze Besprechung. Man hat schon mancherlei erfunden, um den Schiefer als stets bereites Schreibmaterial zu ersetzen, aber alle Surrogate haben die merkwürdigen Gesteins tafeln noch nicht vom Markte verdrängen können. Innerhalb Europas liefert England die besten und meisten Schiefertafeln, und zwar besonders aus dem nördlichen Teile von Wales, ferner auch aus Westmoreland, Cumberland, von der Insel Man und auch aus Irland. Im vorigen Jahre betrug der Wert der Schiefergewinnung im Vereinigten Königreich etwa 36 Millionen Mark. Demnächst erzeugt Frankreich die größte Menge nutzbarer Schiefers, und die gewaltigen Schieferbrüche in den Ardennen sind im Departement der Maine und Loire fast weltbekannt. Im Jahre 1898 erzielte die Produktion einen Ertrag von 16 Millionen Mark. In den Vereinigten Staaten hat die Schieferindustrie einen recht bedeutenden Aufschwung genommen, so daß die Schiefertafeln bereits zu einem Exportgegenstande geworden sind. In diesem Jahre wird die Produktion der Vereinigten Staaten der französischen an Wert schon überlegen sein. In den verschiedenen anderen Ländern ist im Vergleich zu England, Frankreich und den Vereinigten Staaten die Produktion geringfügig, in Belgien bringt die Schiefergewinnung etwa 1 1/2 Millionen. —

Kunsthandwerk.

— Der „Silberschatz“ der Stadt Emden ist kürzlich wie die „Rhein-Westf. Ztg.“ berichtet, durch Sachverständige einer Abschätzung unterzogen worden, die dem Schatz den stattlichen Wert von 553 500 M. verleih. Die Sammlung enthält manches Edel., das zur Geschichte des Kunstgewerbes im Mittelalter sowohl wie zur Geschichte der alten Handelsstadt Emden einen wertvollen Beitrag liefert. Da ist zunächst der Fokal, den die Merchant Adventurers zu London, eine mit großen Privilegien ausgerüstete Handelsgesellschaft, 1598 der Stadt schenkte. Der Becher ist 40 Centimeter hoch, 15 Centimeter weit und wiegt 2 Kilogramm 430 Gram. Er ist hervorragend durch seinen figürlichen Schmuck und vorzügliche Arbeit. Dann enthält der Silberschatz eine silberne und goldene Trinkschale in Gestalt eines muschelartig geformten Kelchs, schiffes, 34 Centimeter lang, 68 Centimeter hoch, 2,225 Kilogramm

schwer. Dies reich verzierte und sehr wertvolle Stück ist ein Geschenk der Königin Maria von Schottland aus Anlaß des Abchlusses eines Friedens- und Handelsvertrages im Jahre 1557, worüber die Urkunde mit eigenhändiger Unterschrift der Königin im Ratsarchive aufbewahrt wird. Als drittes Stück erwähnen wir eine 26 Centimeter hohe und 22 Centimeter weite Fruchtstale aus dem Jahre 1602. Auf dem Boden derselben ist die Erstförmung der Loguner Schanzen dargestellt. Das Kunstgewerbe-Museum in Berlin hat davon eine Nachbildung anfertigen lassen. Ferner sind zu nennen: Rosenwasserkanne und Schale, erstere 24 Centimeter hoch und 800 Gramm schwer, letztere 46 Centimeter weit und 1 Kilogramm 950 Gramm schwer. Beide Stücke sollen Geschenke der Stadt Strahburg i. El. aus der Mitte des 16. Jahrhunderts sein. Sie wurden in früheren Zeiten, als Emden im Leben der Völker ungefähr die Rolle spielte, die Hamburg jetzt zufällt, nach festlichen Mahlzzeiten im Rathhause dazu benützt, um Rosenwasser zum Waschen der Hände darzureichen. Von den anderen Gegenständen, die meist Jahrhunderte überdauert haben, sei noch ein silberner Papagei erwähnt, den zur Zeit der Blüte des Schützenwesens (16. und 17. Jahrhunderts) der Schützenkönig bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen hatte. —

Kulturgeschichtliches.

— Ueber ausgegangene Dörfer der Wetterau veröffentlicht Prof. Kohler im Jahresbericht des Launusklub Frankfurt a. M. für 1898 eine Studie. Wie wir einem Bericht des „Globus“ entnehmen, ist danach die allgemeine Annahme, daß diese Dörfer im 30jährigen Kriege vernichtet worden seien, eine irrige. Von 29 Dörfern, welche aufgezählt werden, hat nicht ein einziges beim Beginne des Krieges mehr bestanden. Die meisten sind in den Feindzeiten des Mittelalters verschwunden. Es mögen kleine Ansiedelungen, aus wenigen Höfen bestehend, gewesen sein, deren Bewohner, außer Stande, sich gegen die streifenden Haufen zu schützen und der ewigen Plündererei müde, in benachbarte größere, durch Umwallung oder wenigstens Hemmgräben geschützte Ortschaften übersiedelten und ihre Bemerkungen mit diesen vereinigten. In einzelnen Fällen behaupteten sie im neuen Wohnsitze eine gewisse Selbstständigkeit. So besonders im Gebiete der Hohen Mark, wo sie dadurch eine Stimme auf dem Märtergebirg behielten. Uebrigens sind zwei Ortschaften, Wenning und Pferdsdorf, beide im besten Teile der Wetterau, zwischen Ortenberg und Wüdingen gelegen, erst in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts eingegangen. Die meisten Bewohner wanderten nach Amerika aus, die anliegenden Standesherrn kauften ihre Güter und auch die der Zurückbleibenden, welche die Lasten nicht mehr tragen konnten, und heute deckt Wald die Stätte beider Dörfer. — Auch auf dem Hohen Westerwald, zwischen Rhein, Lahn und Dill, sind zahlreiche Dörfer eingegangen, aber auch hier nicht durch den großen Krieg, sondern durch die unsinnige Waldverwüstung, welche an den nun dem Sturme preisgegebenen Stellen ein Wohnen im Winter einfach unmöglich machte. —

Völkerkunde.

io. Die einzige Regerschrift. Es giebt nur einen einzigen Regerskamm, der eine wirkliche Schrift besitzt, dies sind die Vai oder Vai, die das Grenzgebiet zwischen Sierra Leone und Liberia bewohnen. Ihre Sprache hat ein Silbenalphabet, und auch diese Eigentümlichkeit ist dem Volke allein von allen Bewohnern Afrikas eigen. Die ersten Berichte über die merkwürdige Vaisprache wurden 1849 von zwei englischen Forschern veröffentlicht, und später beteiligten sich auch französische und deutsche Forscher an dem Studium. Während einige von ihnen die Behauptung aufstellten, daß das Alphabet erst zu Anfang dieses Jahrhunderts von den Negern erfunden worden sei, hält Delafosse daselbe auf Grund seiner neuesten Untersuchungen für wenigstens 200 Jahre alt, es sei auch nicht einmal sicher, daß das Regervolk die Schrift selbst erfunden und nicht von zugewanderten Völkern erhalten habe. Das eigenartige Alphabet besitzt 226 Zeichen, von denen 20 an europäische Buchstaben und Zahlen, 25 andere an die in der Verber Sprache gebräuchlichen Konsonanten erinnern. Dennoch ist es unwahrscheinlich, daß die Vai-Sprache aus diesen Quellen herzuleiten ist, da die Ähnlichkeit nur eine ganz oberflächliche ist. —

Humoristisches.

— Neues vom Serenissimus. Serenissimus: „Ach, nun, lieber Kindermann, wie tragen sich die neuen Segeltuchhosen der Mannschaft?“

Kindermann: „Nicht besonders, Durchlaucht!“

Serenissimus: „Wie so, äh?“

Kindermann: „Weil laut Ministerialerlaß nach jedem Waschen die Hosen um ein Zehntel eingehen!“

Serenissimus (rechnet nach): „Ach, — na, das ist doch günstig, — äh, denn da eriparen wir nach zehnmaligem Waschen ja eine ganze Hose, äh, laun Er denn nicht rechnen, Kindermann — äh?“ —

— Ein Verschwiegener. „... Ich danke Dir, alter Freund, daß Du mir allein dies Geheimnis anvertraut hast. Bei mir ist es sicher aufgehoben und ich werde auch meiner Frau sagen, daß sie es nicht weiter erzählen soll!“ —

— Ihr Recht. Frau Kandel: „Du wagst es also, so spät in der Nacht aus dem Wirtshause heimzulehren?“

Herr Kandel: „Ja, Du hast recht, es war unverantwortlich — ich bin ein miserabler Ehemann, ein Schlemmer, und ich muß mich entschließen ändern!“

Frau Kandel (anfangs sprachlos, dann voller Entrüstung losbrechend): „Ja, was soll das heißen! Hab' ich hier die Gardinenpredigt zu halten oder Du?“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Im Neuen Opern-Theater wird das italienische Opern-Ensemble des Marquis de Souza am 20. September mit einer Vorstellung der „Hugenotten“ eine Reihe von Gastspielen beginnen; vom 1. Oktober ab folgt das Gastspiel eines anderen italienischen Ensembles, dessen erstes Mitglied Signora Darclée ist. Beide Ensemble haben vollständiges Personal. —

— Professor Ballot macht in Gemeinschaft mit dem Direktor des Dresdener Museums, Dr. A. Meyer, gegenwärtig im Auftrage der sächsischen Regierung eine Reise durch die Vereinigten Staaten. Sie sollen auf Grund der vielen großartigen Museumsbauten in den amerikanischen Städten die geeignete Grundlage für die in Dresden zu errichtenden Neubauten auswählen. —

— In der Ausschreibung eines literarischen Klubs für die Goethe-Feier hieß es wörtlich: „Festkommers zur 150. Wiederkehr des Geburtstages von Johann Wolfgang Goethe, geboren am 28. August 1749 unter gefälliger Mitwirkung hiesiger literarischer und musikalischer Kräfte.“ —

c. Die italienische Bücherproduktion geht auf fallend zurück. Im Jahre 1896 erreichte die Zahl der Veröffentlichungen 11 034; im Jahre 1895 war sie schon auf 9437 gefallen. Seitdem hat sie sich nicht wieder gehoben, eine genaue Statistik über die letzten vier Jahre liegt indessen nicht vor. In einzelnen Kategorien ist die Abnahme stärker fühlbar als in anderen. Die Werke über religiöse Themata sind erheblich zurückgegangen, ebenso die Romane und Werke über Geschichte und Geographie. Die Dichtungen und die medizinischen Bücher haben sich auf demselben Stand erhalten. Eine Vermehrung der Werke ist nur auf dem Gebiete der politischen und socialen Wissenschaften eingetreten. —

— Die Riesenschildkröte des Londoner Zoologischen Gartens, die aus dem Chagosarchipel kam und wegen ihrer ungewöhnlichen Größe und ihres Alters Interesse erweckte, ist dieser Tage eingegangen. —

— Zwischen dem 40. und 60. Breitengrad s. Br. giebt es in allen Meeren eine Algenart, *Macrocystis pyrifera*, von der einzelne Exemplare, wie die „Mutter Erde“ mitleid, eine Länge von 100 Meter erreichen; eine andere Algenart, *Durvillea utilis*, findet sich bis zum 60. Breitengrad, aus deren Verästelungen die Eingeborenen von Chile eine Suppe bereiten; eine dritte Art, die *Lessonia fuscescenz*, wird von den Gaucho's getrocknet und wird dadurch zu einer hornartigen Masse, aus der man Messergriffe verfertigt; man findet sie an der Grenze der arktischen Meere. —

— In dem Gebirgsdorf Roquefort betrug die Käseproduktion im Jahre 1800 250 000 Kilogramm; 1820 war sie auf 300 000 und 1845 auf 750 000 Kilogramm gestiegen. 1860 hatte sie schon 2 Millionen 700 000 und 1873 3 Millionen 600 000 Kilogramm erreicht, während sie gegenwärtig gegen 5 Millionen Kilogramm betragen dürfte. —

— Das höchst gelegene Hotel der Welt wird noch vor Ablauf dieses Jahres von den Italienern auf dem Gipfel des 3110 Meter hohen Collo di Gigante in den savoyischen Alpen errichtet werden. Bauherr ist der „Italienische Alpenklub“, der zu diesem Zweck fast eine Million Lire gezeichnet hat. —

— Berliner Rindfleisch. Auf dem Berliner Schlachtviehmarkt wurden am 31. August nach dem amtlichen Bericht bezahlt für 100 Pfd. oder 50 Kilogramm Schlachtgewicht in Mark (bezw. für 1 Pfd. in Pfennigen): für Rinder: Ochsen: a) vollfleischig, ausgemästet, höchsten Schlachtwertes, höchstens 7 Jahre alt. — — M.; b) junge, fleischige, nicht ausgemästete und ältere ausgemästete — — M.; c) mäßig genährte junge und gut genährte ältere — — M.; d) gering genährte jeden Alters — — M. Bullen: a) vollfleischig, höchsten Schlachtwertes — — M.; b) mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere — — M.; c) gering genährte 47—52 M. — Färsen und Kühe: a) vollfleischig, ausgemästete Färsen höchsten Schlachtwertes — — M.; b) vollfleischig, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwertes, höchstens 7 Jahre alt. — — M.; c) ältere ausgemästete Kühe und weniger gut entwickelte jüngere — — M.; d) mäßig genährte Färsen und Kühe — — M.; e) gering genährte Färsen und Kühe 45 bis 47 M. —